



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Deutsche Möbel der Vergangenheit

Luthmer, Ferdinand

Leipzig, [o.A.]

I. Frühes Mittelalter bis etwa 1250

urn:nbn:de:hbz:466:1-43567

I. Frühes Mittelalter bis etwa 1250.

Der Versuch einer zusammenhängenden Darstellung von der Entwicklung, welche Hausgerät und Hauseinrichtung bei den Deutschen im Laufe der Jahrhunderte genommen hat, müsste da beginnen, wo deutsches Volkstum zuerst in das Licht geschichtlicher Ueberlieferung tritt, also mit dem ersten Einbruch germanischer Völkerstämme in das römische Reich, etwa hundert Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung. Dass es ganz aussichtslos ist, aus so früher Zeit von der Forschung Aufschluss über unsere Frage zu erwarten, ergibt sich schon aus dem wenig sesshaften Charakter, unter dem uns die Deutschen in jener Zeit und noch mehrere Jahrhunderte später erscheinen. Aber eine viel längere Zeit sieht die Forschung noch vorübergehen, ehe sie so weit festen Boden unter sich fühlt, um aus greifbaren Ueberlieferungen — mögen dieselben aus vorhandenen Resten oder aus graphischen oder litterarischen Dokumenten bestehen — ein ungefähres Bild von der Einrichtung und dem Schmuck des deutschen Hauses zu gestalten.

Unter den Erzeugnissen menschlichen Kunstfleisses ist das Möbel eins der vergänglichsten. Das zu seiner Herstellung meist verwendete Material, das Holz, ist dem Brand und sonstigen elementaren Zerstörungen am stärksten ausgesetzt. Ausserdem aber ist das Gerät, das wir täglich benutzen, ein Verbrauchsgegenstand: es nutzt sich ab, wird unansehnlich, seine Form veraltet und wird durch

eine neue Geschmackswendung überholt. Und wenn uns vom Geschmeide, von Waffen und Töpfergeschirr so mancher Rest aus vorgeschichtlicher Zeit als Gräberfund überliefert ist: beim Möbel fällt dieser pietätvolle Erhaltungsgrund bis auf verschwindend seltene Fälle fort. Ein abgenutztes Möbel steht im Wege — man verbrennt es, oder lässt es aus der Wohnung auf den Vorplatz, ins Dienerzimmer wandern. Solche Wanderungen können wir noch heute verfolgen: so manches prächtige Möbelstück, das vor zweihundert Jahren das Schloss oder die Abtei geziert hat, wird heute auf benachbarten Bauerngehöften aufgestöbert; die schönen Brautruhen der niederdeutschen Bauern haben, ehe sie in den Museen ihre Auferstehung feierten, in dem Stall als Haferkiste eine würdelose Existenz geführt.

So kommt es, dass die Zahl der nachweisbaren Stücke erhaltener deutscher Möbel, deren Entstehungszeit vor dem Jahr 1250 liegt, verschwindend gering ist; und unter den wenigen Beispielen sind noch die Metallmöbel auszuscheiden, deren Material der Zerstörung einen grösseren Widerstand entgegengesetzt. Um ein Bild von der Form, der Bauart und dem Schmuck des Hausgerätes dieser frühen Zeit zu bekommen, wird es daher unerlässlich sein, auch die wenigen noch vorhandenen Kirchenmöbel mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen; wenn diese auch meist, für eine bestimmte Stelle im Bauwerk geschaffen, auf den Namen von

„Möbeln“ im engeren Sinne keinen Anspruch haben.

Aber trotz dieser schwachen Beihilfe wird unsere Kenntnis von dem früh-mittelalterlichen Mobiliar bedauerliche Lücken behalten, wenn wir uns nicht entschliessen, die Quellen zu benutzen, die uns in bildlichen Darstellungen und in litterarischen Ueberlieferungen zur Verfügung stehen. Zum Glück fließen diese Quellen ziemlich reichlich. Uebersaus zahlreich sind die Bilderhandschriften, in denen kunstgeübte Mönche die Evangeliarien, die Psalter und andere heilige Bücher mit Bildwerken geschmückt haben, die oft um so deutlicher sind, je naiver die Maler waren. In späterer Zeit sind es die Heldengedichte, die Lieder der Minnesänger, die Chroniken, deren Bilderschmuck reiche Ausbeute gewährt. Waren es in jenen heiligen Büchern Thronsitze des Heilands, der Maria, Schreibpulte und Sitze der Evangelisten, Abendmahlstische, Betten, deren Form Interesse gewährte, so erweitert sich in diesen der Kreis der Darstellungen auch in das private Leben und seine Ausstattung hinein. Wand- und Tafelgemälde, gewirkte Teppiche treten als Quellen hinzu, wie nicht minder auch Werke der plastischen Kunst, Reliefs auf Kirchen-Portalen in Stein, Bronze und Holz, Elfenbeindiptycha und ähnliches.

Schwieriger zu benutzen, aber nicht minder reichlich sind die Andeutungen, welche die frühe Litteratur bietet. Die Sänger der Heldengedichte vom 12. Jahrhundert an, die uns in der Schilderung geschichtlicher und sagenhafter Helden und ihrer Thaten und Abenteuer ein glänzendes Bild vom höfischen Leben ihrer Zeit entrollen, verweilen mit sichtbarer Vorliebe bei der Detailmalerei der Scene, auf der sich die Ereignisse abspielen. Und wenn von den Schilderungen prunkvoller Säle und Gemächer, köstlicher Möbel und Gewänder aus den edelsten Stoffen vieles auf Rechnung blühender Dichterphantasie zu schreiben ist, so dienen sie dem Forscher doch zur Bestätigung und Kontrolle dessen, was die

bildlichen Darstellungen überliefern. Als weitere litterarische Quelle, deren dürftigere Ausbeute durch ihren grösseren dokumentarischen Wert aufgewogen wird, sind ferner die Testamente und Inventare nicht zu unterschätzen; und es muss bedauert werden, dass in Deutschland die Durchforschung und Veröffentlichung dieser Quellen sich noch in ihren ersten Anfängen befindet, während in Frankreich dieselbe schon eine stattliche Litteratur aufweist.

Dass sich ohne die Benutzung dieser bildlichen und litterarischen Nachweise ein Ueberblick über das gesellschaftliche Leben, das Kostüm, die Wohnweise und das Hausgerät des Mittelalters nicht gewinnen lässt, haben denn auch die meisten Schriftsteller erkannt, welche dieses Feld bearbeitet haben. Hermann Weiss in seiner immer noch nicht überholten „Kostümkunde“, Alwin Schultz in den beiden grundlegenden Werken „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger“ und „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert“, Hefner-Alteneck in „Trachten und Gerätschaften des christlichen Mittelalters“, ebenso wie die Franzosen, unter denen Labarte, Lacroix und Havard hervorgehoben seien, haben von den genannten Hilfsmitteln den weitgehendsten Gebrauch gemacht. Am weitesten ist wohl Viollette Duc gegangen, der in seinem „Dictionnaire raisonné du mobilier français“ mit der Phantasie des Künstlers und der Sicherheit des Technikers die Darstellungen der Miniaturen zu rekonstruieren versucht. Gegen diese Versuche wendet sich mit ernstestem Bedenken ein sehr gründlicher Forscher von verdienter Autorität, Emile Molinier, in seinem grossen Werke „Histoire générale des Arts appliqués à l'industrie du V^e à la fin du XVIII^e siècle.“ Doch scheint er in seiner Abneigung gegen das schöpferische Spiel einer Architekten-Phantasie zu weit zu gehen, wenn er sagt: „Dieser löbliche Versuch ist total misslungen. Die Darstellungen (der Bilderhandschriften und mittelalterlichen Skulpturen) sind von geringem Kunstwert, meist

sehr schlecht gezeichnet; die Texte unklar, voller dichterischer Uebertreibungen. Die geschicktesten Zeichner haben mit Hilfe eines möglichst vollständigen archäologischen Rüstzeuges nur unannehmbare Resultate erzielt, Kompromisse zwischen mangelhaften Unterlagen und modernen Gebräuchen. Man wagt sich da an eine unlösbare Aufgabe, an unfruchtbare Versuche, eine ausgelebte Zeit wieder aufleben zu lassen, in die wir unwillkürlich unsere angelernten Vorstellungen hineinbringen. Die ernste Archäologie sollte, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, ein Theatermobiliar zu schaffen, selbst wenn sie die Lücken ihres Wissens bedauern muss, auf dieses vielleicht sehr romantische aber wenig wissenschaftliche System der Rekonstruktionen verzichten.“

Diese Bedenken, die gewiss sehr beachtenswert sind, insofern sie vor einer allzu vertrauensvollen Schätzung der bildlichen und litterarischen Quellen warnen, dürfen uns doch nicht massgebend sein, da sie uns zu einem resignierten „ignorabimus“ gegenüber der ganzen Frühzeit unserer Kultur führen würden. Auch sind sie nicht unanfechtbar, wie denn gerade die Gemälde des XV. Jahrhunderts, die Molinier anführt, in ihrer überaus gewissenhaften Kleinmalerei, und die gleichzeitigen Stiche eines Israhel von Meckenen das Mobiliar und die Zimmereinrichtungen mit voller technischer Genauigkeit wiedergeben. Sind doch die angeführten Bilder die einzige Unterlage unserer Kenntnis von dem schlichten, bürgerlichen Hausrat ihrer Zeit, dem seine Schmucklosigkeit keine Dauer über seine Zeit hinaus und damit keinen Platz in unseren Museen gewährt hat.

Denn diese Ueberzeugung gewinnen wir sehr bald bei der Durchmusterung der wenigen aus dem frühen Mittelalter erhaltenen, in Museen und Privatsammlungen aufgestellten Stücke, dass dieselben selten eigentlichen Gebrauchs-, sondern meist Ceremoniengeräte, Fürsten- und Bischofsitze waren, die für unsere Betrachtung allerdings deshalb von Wert sind, weil

wir eine Verwandtschaft ihrer Form mit dem Gebrauchsgerät vermuten dürfen, auf dessen Konstruktion und bescheidenere dekorative Ausstattung ihre Erscheinung ziemlich sichere Rückschlüsse gestattet. Es scheint daher angezeigt, vom Sicherem zum Unsicheren fortschreitend, zuerst die wenigen erhaltenen Stücke der Frühzeit zu durchmustern, wobei, um das Material nicht allzusehr zu beschränken, auch über den Rahmen der nachweisbar deutschen Reste zu fremdländischen, namentlich nordischen, übergegriffen werden darf.

Die einzigen, aus Gräberfunden herkommenden Reste von Mobiliar sind Totenbetten, die uns eine Vorstellung von

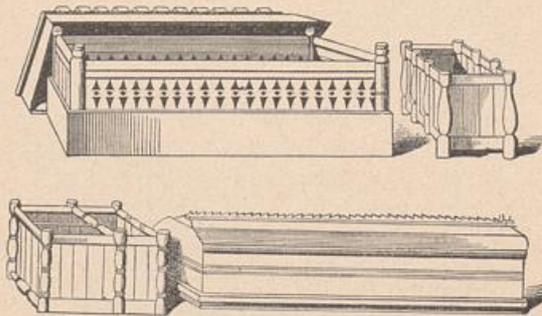


Abb. 1. Totenbetten von Oberflacht.
(Nach Paulus, Schwarzwaldkreis).

der Konstruktion von Bettstellen vor dem 10. Jahrhundert geben. Sie wurden in den alemannischen Gräbern am Lupfen bei Oberflacht¹⁾ (Württemb. Schwarzwaldkreis) gefunden. Neben truhenartigen Särgen aus gehöhlten Baumstämmen kommen dabei andere vor, die in einer von der jetzigen Schreinerkonstruktion nicht übermässig abweichenden Bauart die Form von Betten zeigen. Zwischen Eckpfosten, welche auf der Drehbank eine schlichte, aus Wulsten und Ringen abwechselnde Kunstform erhalten haben,

¹⁾ Hauptmann v. Dürrich und Wolfg. Menzel. Die Heidengräber am Lupfen (bei Oberflacht). Aus Auftrag des württemb. Altertumsvereins geöffnet und beschrieben. Stuttgart 1847. — Abgeb. bei Weiss, Kostümkunde, S. 739, und bei Paulus, Schwarzwaldkreis, S. 444.

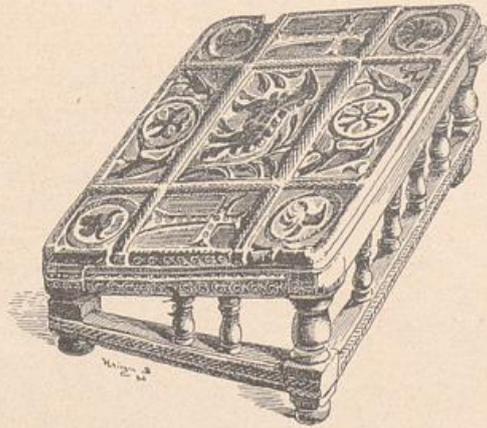


Abb. 2. Pult der heiligen Radegunde.
(Nach Molinier.)

sind oben und unten Leisten befestigt, in welche die senkrecht stehenden Bretter der Seiten- und Kopfwände eingetutet sind. Bei einem derselben sind diese Bretter an den Längswänden mit einer einfachen, ausgesägten Verzierung durchbrochen; hier sind die runden Eckpfosten einfach cylindrisch, nur oben mit einem vorstehenden Knopf geschmückt; bei einem anderen nehmen die Pfosten sogar dockenartige Gestalt an und haben, indem die unteren Leisten in einiger Entfernung vom Boden eingezapft sind, Füße. Dass die Kunst des Drechslers den Bewohnern des Schwarzwaldes in dieser Frühzeit geläufig war, beweisen einige diesem Grabfund angehörige leuchterartige Geräte aus Holz, deren Ständer die gleiche Form zeigen, wie die zuerst erwähnten Bettpfosten.

Als ältestes Denkmal der Möbelkunst, welches Frankreich besitzt, gilt das Pult der Heiligen Radegunde im Kloster zum Heiligen Kreuze in Poitiers.¹⁾ Die genannte Heilige war die Tochter von Bertar, König der Thüringe, und heiratete 538 den König von Soissons, Clotar I. 544 nahm sie zu Poitiers den Schleier und starb daselbst 587. Das kleine Lesepult, 0,265 m lang und 0,215 m breit, an der Rückseite 0,17 m hoch, würde uns

¹⁾ Molinier. Hist. gén. S. 3.

also eine wohlerhaltene Holzarbeit aus dem 6. Jahrhundert vorstellen, eine Annahme, der nichts in der Erscheinung und Dekoration derselben zu widersprechen scheint. Die schräge Platte des Pultes wird von 12 gedrehten Stützen getragen, die auf einen mit gedrehten Füßchen versehenen Fussrahmen eingezapft sind. Diese Stützen haben schlichte Dockenform, sind, der Schrägung der Platte folgend, von verschiedener Höhe; die Eckpfosten der Rückseite bedeutend stärker als die zwischenliegenden. Die Platte ist mit Schnitzereien im Flachrelief verziert: sie wird durch querüber laufende, schräg geriefelte Rundstäbchen in 9 Felder geteilt. Die quadratischen Eckfelder enthalten die Evangelistenzeichen in Kränzen, aber noch ohne Heiligenschein. Im oberen Mittelfeld halten zwei Tauben einen Kranz mit dem Monogramme Christi; die gleiche Darstellung, mit dem Kreuz statt des Monogramms, füllt das untere Mittelfeld. Die Mitte nimmt das Agnus Dei zwischen zwei Ranken ein; in den Seitenfeldern sind wieder Kreuze angebracht, deren Balken mit kleinen, mit dem Bohrer eingesetzten Kreisverzierungen besetzt sind; dieselben Kreise kehren auch auf den Kanten der Platte wieder.

Ausser diesen beiden interessanten Stücken besteht das sonstige Mobiliar, welches aus der frühesten Periode des Mittelalters die Zeiten überdauert hat, aus Sitzmöbeln. Zweimal begegnet uns da das Motiv des Faltstuhles, jene uralte Form, welcher von Römerzeiten her, wo sie als „kurulischer Sessel“ auftritt, der Begriff des Ehren- und Beamten-sitzes anhaftet. Diese Ausnahmsbedeutung hat der Falt- oder Klappstuhl durch das ganze Mittelalter bewahrt. In den meisten Bilderhandschriften, in welchen ein König oder Richter dargestellt wird, sehen wir ihn auf diesem sägebockartigen Stuhl sitzen. Von ihm ist die im deutschen Recht vorkommende Bestimmung abzuleiten, dass der Richter auf einem vierbeinigen Stuhl sitzen soll, während überall sonst, wo im deutschen Recht des Stuhls als

Symbol Erwähnung geschieht, derselbe als „Dreibein“ bezeichnet wird.¹⁾ Der Richter soll auf seinem Faltstuhl sitzen „als ein grisgrimmer Löwe, den rechten Fuss über den linken schlagen,“ wie das Soester Recht²⁾ vorschreibt.

Beiläufig mag erwähnt werden, dass aus dem Faltstuhl (faldisterium, faudes-tuel d. ält. Franz.) sich unser „Feldstuhl“ und der Polsterstuhl oder Lehnssessel entwickelt hat, den wir Fauteuil nennen.

Der älteste hölzerne Faltstuhl der sich erhalten hat, ist derjenige, welcher jetzt noch auf dem Stift Nonnberg bei Salzburg steht. Er wurde, wie die Chronik sagt, vom Erzbischof Eberhard II von Salzburg der Aebtissin Gertraud II, welche von 1238 bis 1252 die Inful trug, als Zeichen ihrer Würde verehrt. In seiner Beschreibung folgen wir Falke.³⁾ Wie der Stuhl in ausserordentlich guter Erhaltung sich heute darstellt, sind die viereckigen Kreuzstäbe und die verbindenden Querhölzer rot bemalt, wie lackiert, und mit einigen Goldornamenten verziert. Die Knäufe bestehen aus sehr ausdrucksvoll gearbeiteten Löwenköpfen von Elfenbein, die Füße aus Löwentatzen von vergoldeter Bronze, deren Krallen noch kleinere Tiere umschliessen. In die Stäbe sind

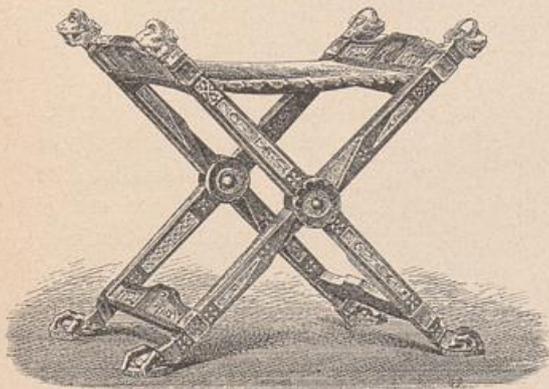


Abb. 3. Hölzerner Faltstuhl im Stift Nonnberg bei Salzburg.

¹⁾ Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 187.

²⁾ Ebenda S. 763.

³⁾ Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. S. 61.

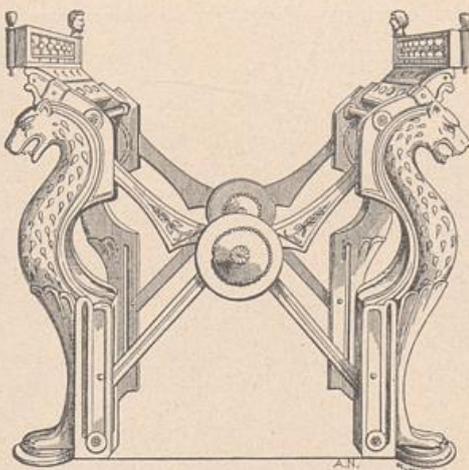


Abb. 4. Thron des Dagobert.
(Nach Labarte, Hist. d. Arts industriels.)

kleine Reliefs von Elfenbein eingelegt, auch ein Paar kleine Gemälde. Den Sitz bildet ein Lederstück mit eingepressten Verzierungen. Betrachtet man dieses Detail, so kommt man bald zu dem Schluss, dass es nicht aus einer Zeit stammt. Die kleinen Bilder tragen den Charakter des 14. Jahrhunderts, die goldenen Verzierungen scheinen noch später zu sein, während man alles Relief mit den Knäufen und Tatzen in das 10. Jahrhundert zurückversetzen möchte. Gewiss sind sie älter als die Zeit der Aebtissin Gertraud. In jedem Falle ist der Stuhl Veränderungen unterzogen worden, gehört jedoch in allen seinen Hauptteilen, wie in der Grundgestalt, der romanischen, wenn nicht noch der vorromanischen Stilepoche an.

Zur Ergänzung sei hier gleich der „Thron des Dagobert“ angeschlossen, der, wenn auch ein französisches Werk, doch zur Erklärung und Bestätigung zahlreicher deutscher Miniaturen dienen kann. In der Bibliothèque Nationale aufbewahrt, gilt dieser in Bronzeguss mit Vergoldung hergestellte Faltstuhl als einer der beiden Thronessel, welche der heilige Elogius nach der Erzählung seines Schülers, des heiligen Ouen, für König Dagobert angefertigt hat. Sicher ist, dass im 12. Jahrhundert Abt Suger von St. Denis bezeugt, dass der in seiner



Abb. 5. Sog. Kaiserstuhl aus Goslar.

Kirche vorhandene Stuhl als Sitz des Königs Dagobert gegolten hat, und dass er ihn habe restaurieren lassen. Von dieser Herstellung dürfte die Rücklehne und die Erhöhung der Seitenlehnen stammen. Labarte¹⁾ bildet ihn ohne diese Zusätze ab; hier erscheint er uns als einfacher faltstuhl, der in seinen Löwenfüßen und der eigentümlichen Art der Führung für die beim Zusammenlegen sich verschiebenden Kreuzstreben den unmittelbaren Einfluss der römischen Antike zeigt. Die Drehpunkte sind durch grosse Scheiben bezeichnet; über den Löwenköpfen erheben sich ganz niedrige Seiten-

¹⁾ I. Labarte, Hist. d. Arts industriels I 391, 429 ff. Ch. Lenormant in Mélanges d'archéol. I 157. Weiss, 731 f.

lehnen, mehr Verbindungsstreifen zwischen den Fusspaaren, die als kleine durchbrochene Galerien, mit verzierten Scheibchen ausgesetzt, gearbeitet sind. Parallel mit ihnen gehen beiderseits Rundstäbe, um welche der Sitz aus Stoff oder Leder befestigt wurde. Wir werden dieser Form bei der Durchsicht der Miniaturen nicht selten wieder begegnen.

Auch Deutschland besitzt einen, wenn auch einer jüngeren Geschichtsperiode entstammenden bronzenen Thronessel, den sogenannten „Kaiserstuhl von Goslar“. Dieses seiner Form nach dem 11. Jahrhundert angehörige Stück stammt aus dem Dom von Goslar am Harz und hat jetzt im Kaiserhause dasselbe seinen Platz gefunden, wohin es aus der Sammlung des Prinzen

Karl von Preussen durch Legat desselben überwiesen wurde. Sein unterer Teil ist ein kastenartiger Sitz aus vier Steinen, in der Vorder- und Rückseite mit je zwei, in den Seitenteilen mit je einer vertieften, von einem Karnies umrahmten Füllung versehen; die einspringenden Ecken werden durch kleine romanische Säulen ausgefüllt mit attischer, mit Eckblättern verschener Basis, schwach verjüngtem Schaft und verziertem romanischem Kapital; unter jeder Säule ein schwerer Kugelfuss. Die Rück- und Seitenlehnen werden durch drei, dem steinernen Unterbau lose aufgesetzte Platten gebildet. Dieselben sind in Bronze gegossen; die Seitenplatten rechteckig mit einem ausgeschnittenen Quadranten von

den oberen Vorderecken, die Hinterplatte mit zwei solchen oberen Ausschnitten. Die Platten werden durch ein aus drei abgetrepten Plättchen gebildetes Profil eingerahmt; innerhalb desselben füllt ein durchbrochenes romanisches Rankenwerk mit schön gezeichneten Blumen die Fläche. Da dasselbe nur von der Aussenseite in Relief ausgearbeitet, innen aber glatt ist, so hat man wohl einen inneren Bezug von Stoff oder dergl. hinzuzudenken.

Die Gesamterscheinung erinnert durchaus an die in den Katakomben noch gefundenen altchristlichen Bischofssitze, welche den frühesten oströmischen Kaiserthronen als Vorbild gedient haben. Man wird auch mit Rücksicht auf seinen Standort geneigt sein, ihn eher für einen Bischofssitz als für einen Thron der sächsischen Kaiser zu halten, und eine Beziehung zu den letzten Ausläufern der Bronzekunst, welche sich zu Anfang des elften Jahrhunderts unter Bernward von Hildesheim entwickelte, nicht von der Hand weisen.

Holzmöbel der gleichen Stilperiode sind so ausserordentlich selten, dass es wohl berechtigt erscheint, um in der Vorstellung derselben nicht lediglich auf gleichzeitige Abbildungen angewiesen zu sein, hierher gehörige Erscheinungen aus

dem Kreis der Kirchenmöbel und aus dem Mobiliar der Skandinavier, die den romanischen Stil am längsten beibehalten haben, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. In dem Dom von Ratzeburg¹⁾ im Fürstentum Mecklenburg-Strelitz haben sich Reste eines Chorgestühls (wahrscheinlich Dreisitz) erhalten, welche den romanischen Stil in sehr charakteristischen Formen zeigen. Allerdings suchen wir in ihnen vergebens die uns geläufigen Merkmale der Schreinerkonstruktion: aus

¹⁾ Gailhabaud, l'archit. du V^e au XVII^e siècle IV, S. 58 und Tafel 58 und 59. — Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archaeologie I, 285.

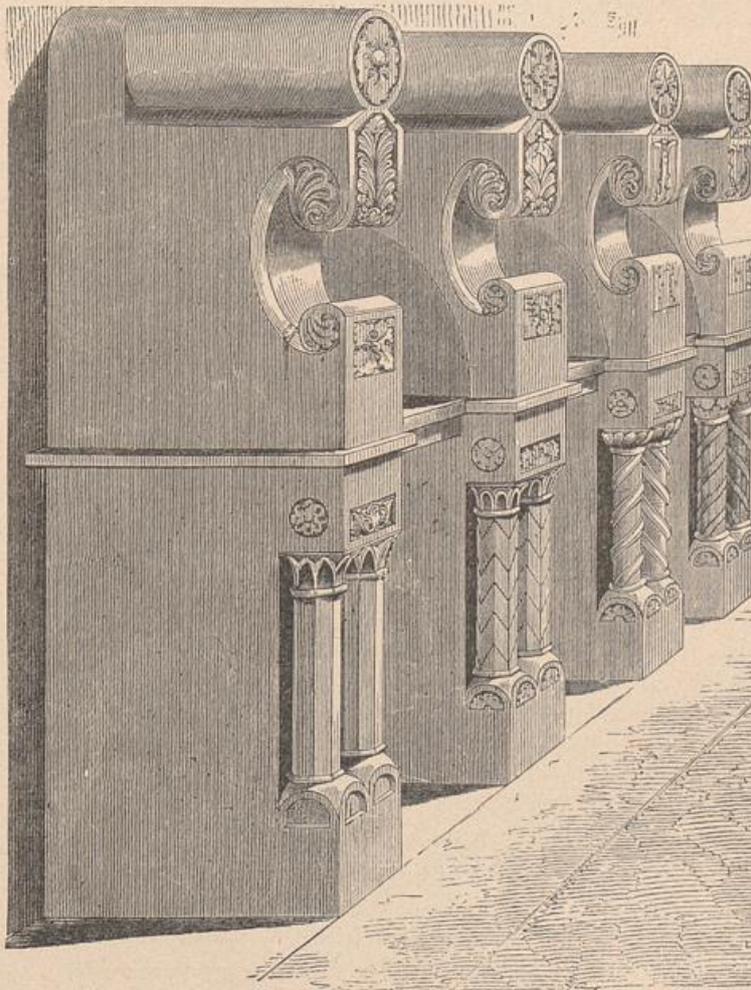


Abb. 6. Dreisitz im Dom zu Ratzeburg.
(Nach Seemann: Kunsth. Bilderatlas.)

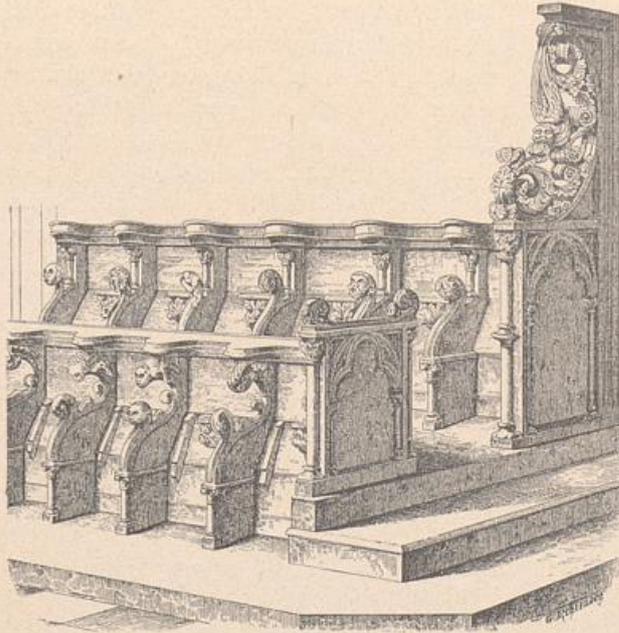


Abb. 7. Chorgestühl im Dom zu Xanten.

schweren, 12 cm starken Eichenholzdielen sind dieselben ganz nach Art der Steinmetzarbeiten herausgemeißelt.

Im übrigen zeigen die (allein noch erhaltenen) vier Wangenstücke schon ganz die Anordnung spätererer Chorgestühle. Die Fussteile sind an der Vorderkante mit je zwei Säulchen besetzt, deren teils rechteckige, teils runde Schäfte in verschiedener Weise geschmückt sind; die Sockel gleichen umgekehrten Würfelpfützen, die Knäufe sind aus aufrecht stehenden Blattmotiven gebildet, über ihnen liegt ein ebenfalls mit Blattwerk verzierter Kämpfer. Im Oberteil findet sich der Viertelkreis für die Klappsitze, die leider samt den an ihrer Unterseite angebrachten „Misericordien“ (d. i. kleine Brettchen, auf die der Kleriker sich im Stehen hocken konnte) verschwunden sind. Die obere Wange ist von origineller, überaus kräftiger Form: die Vorderkante hat einen tiefunterschnittenen bogenförmigen Ausschnitt; die Oberkante trägt einen Wulst zum bequemen Auflegen der Arme beim Stehen. Die Vorderfläche dieses Wulstes, mit einer Rosette verziert, verbindet sich

in meisterhafter Weise mit der Ornamentik, zu welcher der Ueberfall des bogenförmigen Ausschnitts den Raum bietet.

Ein Gestühl, welches allerdings nicht mehr der romanischen Kunst, sondern dem in den Rheinlanden schon im Anfang des 13. Jahrhunderts vielfach und glänzend entwickelten Stil des Uebergangs vom Romanischen zum Gothischen angehört, hat sich in der St. Viktoriskirche zu Xanten¹⁾ erhalten. Es ist schon ganz in der Art der späteren Chorstühle in zwei Sitzreihen hintereinander angeordnet, an denen die hintere um eine Stufe erhöht ist; im übrigen verrät dasselbe ausser in den Ornamentformen auch darin seine frühe Entstehung, dass

ihm noch die architektonisch abschliessende Rückwand fehlt. Nur die abschliessenden Seitenwangen der oberen Reihen steigen über einem, auf der Fläche mit einem frühgotischen Blendmasswerk und auf der Kante mit einem Säulchen geschmückten Unterteil als kühn gezeichnete Volute mit reichem Schmuck von Blattwerk und Ungeheuern auf. An den Sitzen haben die Standlehnen die reiche, geschweifte Form, die uns später überall begegnet. An den Knäufen, welche die Armstützen für den Sitzenden bilden, und an den konsolartigen Misericordien unter den Sitzen wuchert eine reiche, frische Ornamentik, die in den Blattbildungen und den phantastischen Tierköpfen noch die Formensprache der romanischen Kunst lebendig zeigt.

Für frühe Sitzformen, welche nicht zu kirchlichem Gebrauche bestimmt sind, bieten die Museen der skandinavischen Länder einige höchst interessante Beispiele.²⁾ Wenn dieselben

¹⁾ E. a. ausm Wert. Kunstdenkmäler des Rheinlandes, T. XIX. Falke, I. c. 62.

²⁾ Weiss, Kostümkunde. S. 447. Fig. 213,

in ihrer Gesamtform und in den ornamentalen Einzelheiten noch völlig das Gepräge des romanischen Stiles tragen, so sind doch die Bedenken der Forscher, sie in das 12. oder 13. Jahrhundert zu versetzen, berechtigt. Die dekorativen Reste norwegischer Holzkirchen, geschnitzte Thürpfosten und dergl., deren jüngere Entstehungszeit sicherer festzustellen ist, führen zu der Ueberzeugung, dass sich in den nordischen Ländern der romanische Stil bei weitem länger erhalten hat, als in den übrigen Ländern Europas. Für unsere Betrachtung mag es genügen, festzustellen, dass wir in diesen Stühlen einen Typus besitzen, der, mag seine Entstehung im 12. Jahrhundert oder später liegen, uns die Ueberlieferung an die Form romanischer Stühle treu bewahrt hat.

Die Konstruktion derselben ist die uns auch heute geläufige: vier Ständer, von denen die rückwärtigen höher emporgeführt sind, während die vorderen nur wenig über die Sitzhöhe emporgehen, sind durch Zargen verbunden, welche den Sitz, ein Holzbrett, tragen; unten verbinden Fussstollen die Ständer zum Zwecke grösserer Standfestigkeit. Die seitlichen derselben sind wohl konsolartig vor die Vorderfläche vorgezogen, um ein als Fussbank dienendes Brett aufzunehmen. Zwischen den oberen Teil der hinteren Ständer spannen sich horizontale Bretter als Rücklehne; der Raum zwischen ihnen ist entweder mit einem Brett geschlossen oder mit schmalen, in Dockenform ausgeschnittenen Brettchen, auch wohl mit einem Kreuz, ausgefüllt. Die gleiche Verbindung findet sich zwischen den Fuss- und Sitzzargen, wenn diese nicht mit vollen Wänden versehen eine Truhe bilden, deren Deckel dann der aufzuklappende Sitz darstellt. Seitenlehnen zum Auflegen der Arme fehlen; dafür zieht sich wohl vom Rückenständer nach vorn ein ausgeschweiftes Brett herüber, dem Sitz Geschlossenheit gebend. Charakteristisch für die Gesamt-

erscheinung ist die nach aussen geschweifte, mit Tierköpfen verzierte Endigung der Rückenständer, die an ähnlich geschweifte Giebelsparren der nordischen Holz-Architektur erinnert. Alle Brettflächen des Stuhles sind überreich mit Flachschnitzereien bedeckt, deren Ornamentik mit Vorliebe das bekannte Bandgeschlinge verwendet, das von den irischen Manuskripten des 7. Jahrhunderts an, die ganze nordische Kunst beherrscht hat. Dazwischen sind meist sehr kunstlose figürliche Darstellungen eingereiht, die, durchaus der nordischen Heldensage entnommen, jede Spur von christlicher Ikonographie vermissen lassen.

Verschwindend gering sind die Spuren, welche ein für unser Mobiliar so wichtiges Möbel wie der Schrank aus dem frühen Mittelalter hinterlassen hat. Auf der einen Seite teilte er die Aufgabe, den Kleidern und Kostbarkeiten eine verschliessbare

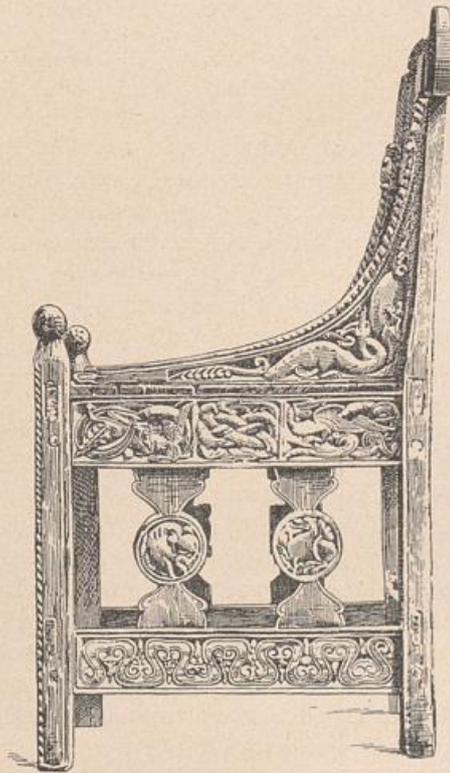


Abb. 8. Skandinavischer Stuhl
Seitenansicht.

(Nach Molinier, hist. d. A. d.)

214. Molinier. 8. 9. Hefner - Alteneck,
Trachten u. s. w. Taf. 103, 104.

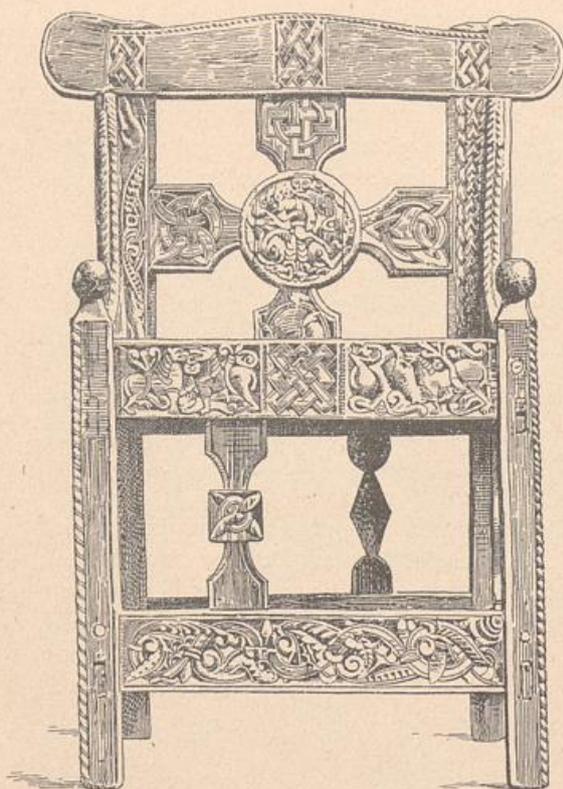


Abb. 9. Skandinavischer Stuhl (Vorderansicht).

Stätte zu gewähren, mit der Truhe; andererseits bot der Wandschrank, die mit einer Holz- oder Eisenthür verschliessbare Mauernische, einen sichereren Aufbewahrungsort, als der hölzerne bewegliche Schrank. Dennoch haben sich bei einem österreichischen Sammler, Grafen Wilczek, zwei Beispiele frühmittelalterlicher Schränke erhalten, welche bei einer, vom österreichischen Museum im Winter 1892/93 veranstalteten Sonder-Ausstellung an die Oeffentlichkeit traten.¹⁾

Die Form und Konstruktion dieser Möbel zeigt einen von den kunstvollen Arbeiten des späteren Mittelalters durchaus abweichenden Charakter. Das Merkmal der schreineremässigen Konstruktion von Kastenmöbeln, das Auflösen der Holzflächen in Rahmen und Füllung, fehlt hier noch gänzlich. Es sind schlichte,

¹⁾ I. v. Falke. Mittelalterliches Holzmöbiliar. 40 Tafeln in Lichtdruck. Wien, A. Schroll & Co. 1894.

aus vollen Brettern kunstlos zusammengefügte Kästen. Doch zeigt sich schon das dem späteren gotischen Möbelbau eigene Motiv der Anlehnung an Architekturformen in dem Giebel und dem einfachen Satteldach, welche die obere Endigung bilden. Bei dem kleineren der beiden Schränke ist dieser Giebel durch zwei vortretende Scheiben belebt, die jetzt kaum als Zierrat wirken, bei einer wohl anzunehmenden ursprünglichen Bemalung aber Raum für Rosetten oder dergl. boten. Die stumpfe Zusammenfügung der Bretter machte eine Sicherung durch übergelegte Eisenbänder unerlässlich. Diese in grosser Menge angebrachten und an ihren Endigungen geschmackvoll in den Formen der Frühzeit zu Voluten ausgeschmiedeten Bänder mit ihrer derben Nagelung bilden denn auch den Hauptschmuck der Möbel und bestimmen ihren Charakter. Auffallend ist die Kleinheit der Thüren: dieselben nehmen kaum mehr als den dritten Teil der Breite der Vorderseite ein; bei dem einen der Schränke ist im Giebelfeld noch ein kleines, oben im Halbkreis geschlossenes Thürchen angebracht. Beim anderen ist die Thür der

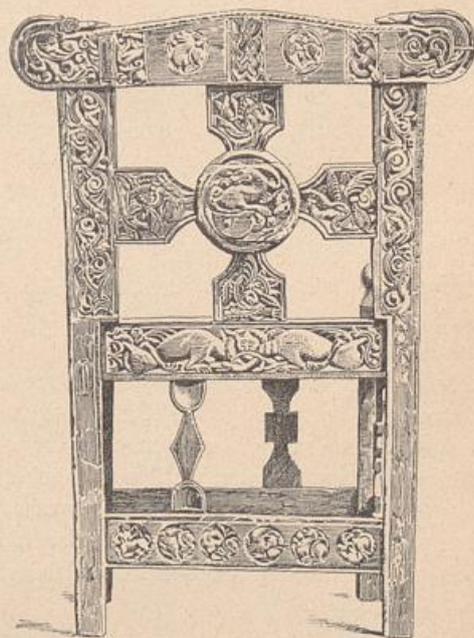


Abb. 10. Skandinavischer Stuhl (Rückansicht).

Höhe nach geteilt. Indem die Bretter der Vorderwand nebst dem Boden nicht bis auf den Fussboden herabgeführt sind, bilden die aufstehenden Seitenwände, in der Mitte ausgeschnitten, vier kunstlose Füße.

Um ein vollständigeres Bild von den frühmittelalterlichen Schränken zu gewinnen, lassen sich die Sakristeischränke der Kirchen in den Kreis der Betrachtung ziehen, denen ihr Standort und ihre Bestimmung eine längere Dauer als den bürgerlichen Möbeln gesichert hat. In Deutschland sind unseres Wissens solche Stücke aus der Zeit vor 1400 nicht erhalten, dagegen besitzt Frankreich in den Kirchen von Obazine (Corrèze), Bayeux und Noyon noch leidlich erhaltene Reste.¹⁾ Der zuerst genannte Schrank ähnelt in seiner Konstruktion den vorher beschriebenen; doch sind seine Türen im Halbkreis geschlossen und die Seitenwand mit einer leichten, doppelten Blendarkadestellung verziert. Die beiden andern Beispiele geben in den erhaltenen Farberesten einen Begriff von der reichen Bemalung, welche den Hauptschmuck dieser frühen Schränke gebildet zu haben scheint, ehe das Schnitzmesser zur Belebung der Flächen und Konstruktions- teile benutzt wurde.

Eins der frühesten Möbel, bei dem wir diese letzte Verzierungsart in ausgedehntem Masse in Anwendung finden, ist ein Bet- oder Evangelienpult aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, das, aus der Johanniskirche zu Herford stammend, sich im Kgl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin befindet.²⁾

Bei diesem schönen und wohlerhaltenen Möbel hat die architektonische Behandlung schon ziemlich vollständig Platz gegriffen. Die Ecken sind mit kleinen Säulenbündeln nach Art der frühgotischen „Dienste“ besetzt. Die Seitenteile sowie die in drei

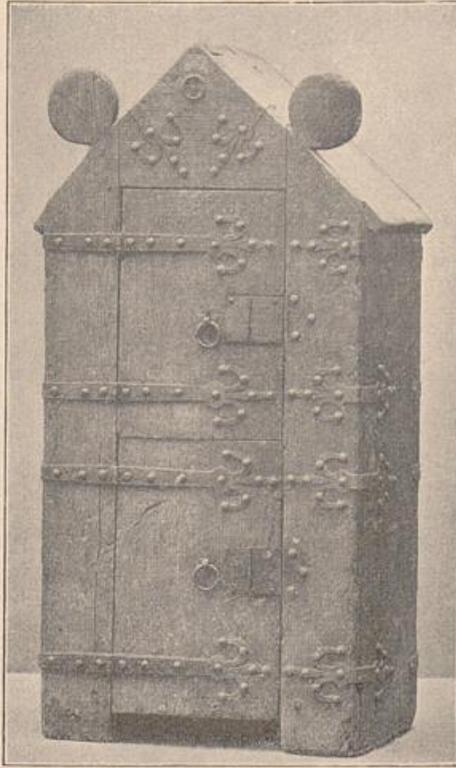


Abb. 11. Frühgotischer Schrank, Sammlung Graf Wilzeck.
(Nach Falke, mittelalterl. Holzmobiliar.)

Felder eingeteilte Rückseite haben als Dekoration spitzbogische Blendarkaden erhalten, deren strenge Profilierung die frühe Datierung des Werkes vollständig rechtfertigt. Unten sind die Felder in Kleeblattbogen ausgeschnitten, die von den architektonischen Gliederungen in vollendeter Weise umrahmt werden. Die inneren Felder sind in flacher, aber ausdrucksvoller Schnitzerei mit Pflanzenornament belegt, welches abwechselnd Wein- und Eichenlaub darstellt; in den oberen Zwickeln zwischen den Spitzbogen bewegen sich die dem 13. Jahrhundert ebenfalls eigentümlichen Fabeltiere.

So wenig wie die grossen Möbel des romanischen und frühgotischen Stils haben sich auch die kleineren, der Gattung der Schmuck- und Dokumentenkasten und dergl. angehörigen Stücke in grösserer Menge erhalten, obgleich bei

¹⁾ Viollet-le-Duc. Dict. du mob. français. 4—11.

²⁾ Holzarbeiten aus dem Kunstgew. Museum zu Berlin. Herausgegeben von Jul. Lessing, Berlin, Wasmuth. Taf. 29.

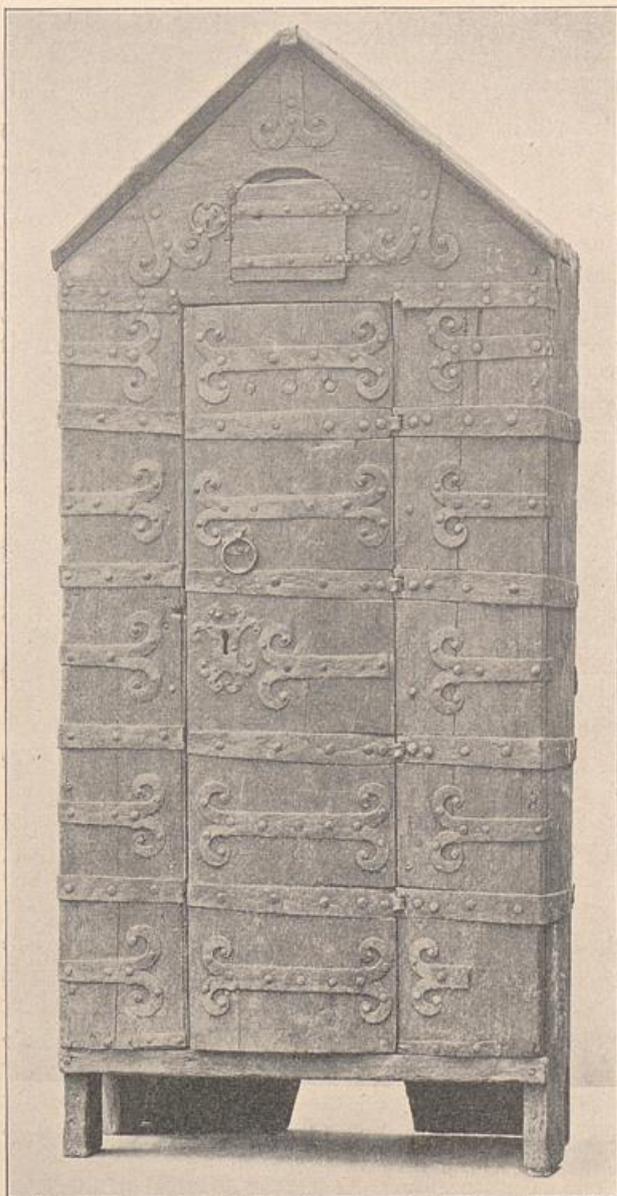


Abb. 12. Frühgotischer Schrank, Sammlung Graf Wilczek.
(Nach Falke, mittelalterl. Holzmobiliar.)

ihnen der grössere Kunstwert und das edlere Material (Elfenbein, Edelmetallbeschlag) wohl eine grössere Wertschätzung und längere Beachtung voraussetzen liess. Die vorher erwähnte Ausstellung des Oesterreichischen Museums hat eine kleine Kassetten¹⁾ ans Licht gebracht, die ihrer

¹⁾ Falke, Mittelalterl. Holzmobiliar. Tafel XXV, 2, 4.

Form und Verzierung nach wohl noch als dem romanischen Stil angehörig betrachtet werden darf, wenn Falke sie auch in das 13. und 14. Jahrhundert setzt. Sie stammt aus der Sammlung von Dr. Figdor in Wien und diente als Behältnis für Goldwagen und Gewichte, gehörte also weniger dem Hausgerät als dem Inventar eines kaufmännischen Geschäftes an. Die Langseiten sind mit sehr charakteristischem romanischem Rankenwerk gefüllt; über den Deckel, dessen Mitte vielleicht mit einer geschnittenen Elfenbeinplatte ausgefüllt war, ziehen sich zwei beschlagartige Streifen von Flechtornament. Die Seitenwände, in vier Felder geteilt, haben ebenso wie der kräftige, das Scharnier bildende Rundstab einen Schmuck von Kerbschnitt-Verzierungen erhalten. Auch Viollet-le-Duc führt in seinem 'Dictionnaire' ein dem Fürsten Soltykoff zugehöriges Kästchen aus dem 10. Jahrhundert an, dessen Material Elfenbein ist, sowie ein zwölfkockiges mit pyramidenförmigem Deckel aus demselben Material aus der Kathedrale von Sens aus dem 12. Jahrhundert, welches aber mehr das Futteral eines kostbaren Reliquiars gewesen sein dürfte. Das Kensington-Museum besitzt eine kleine Holzkassette, deren in einem besonderen Kerbschnitt ausgeführte eigentümlichen Volutenornamente sehr an die Zierformen der ältesten irischen Manuskripte erinnern.

Ganz dem gleichen Formenkreis gehört das Ornament eines kleinen quadratischen Holzkoffers im National-Museum zu München²⁾ an. Die Seitenwände sind in je

²⁾ Abgeb. in Hirth Formenschatz, 1890. Nr. 35.

drei Füllungen geteilt; diese sowie die vier auf dem Deckel durch den diagonal angeordneten Beschlag gebildeten Dreiecke sind mit den bekannten nordischen Ungeheuern, Löwen, Vögeln und dergl. angefüllt, die mit einem sie umgebenden Bandornament unlösbare Verschlingungen bilden. Jünger, d. h. dem 13. Jahrhundert angehörig, ist eine in demselben Museum befindliche hölzerne Sparbüchse¹⁾, ein prismatisches, mehr hohes als breites Kästchen mit schwach aufsteigendem Deckel. Die Ornamentplatten, welche in flachem Relief geschnitten alle vier Seiten

füllen, sind paarweise gleich behandelt: bei zweien mit einem wiederkehrenden Flächenmuster, bei dem herzförmigen Felde mit palmettenartigen Blumen ausgefüllt, in den andern mit einem aufsteigenden Pflanzenmotiv, sind dessen Ranken Hirsche und Fabeltiere, wie Basilisken, Einhörner und ähnliches eingefügt.

Endlich darf in der Aufzählung des uns erhaltenen Kleingerätes aus frühmittelalterlicher Zeit ein Schachbrett nicht fehlen, welches in dem Kirchenschatz der Stiftskirche zu St. Viktor in Aschafenburg aufbewahrt wird, woselbst es im Innern eines Altars gefunden wurde. Wahrscheinlich verdankte es diesen hervorragenden und sicheren Aufbewahrungs-

¹⁾ Obernetter, aus d. bayr. Nat. Museum Bl. 195. 196. (M. Kellerer, München.)

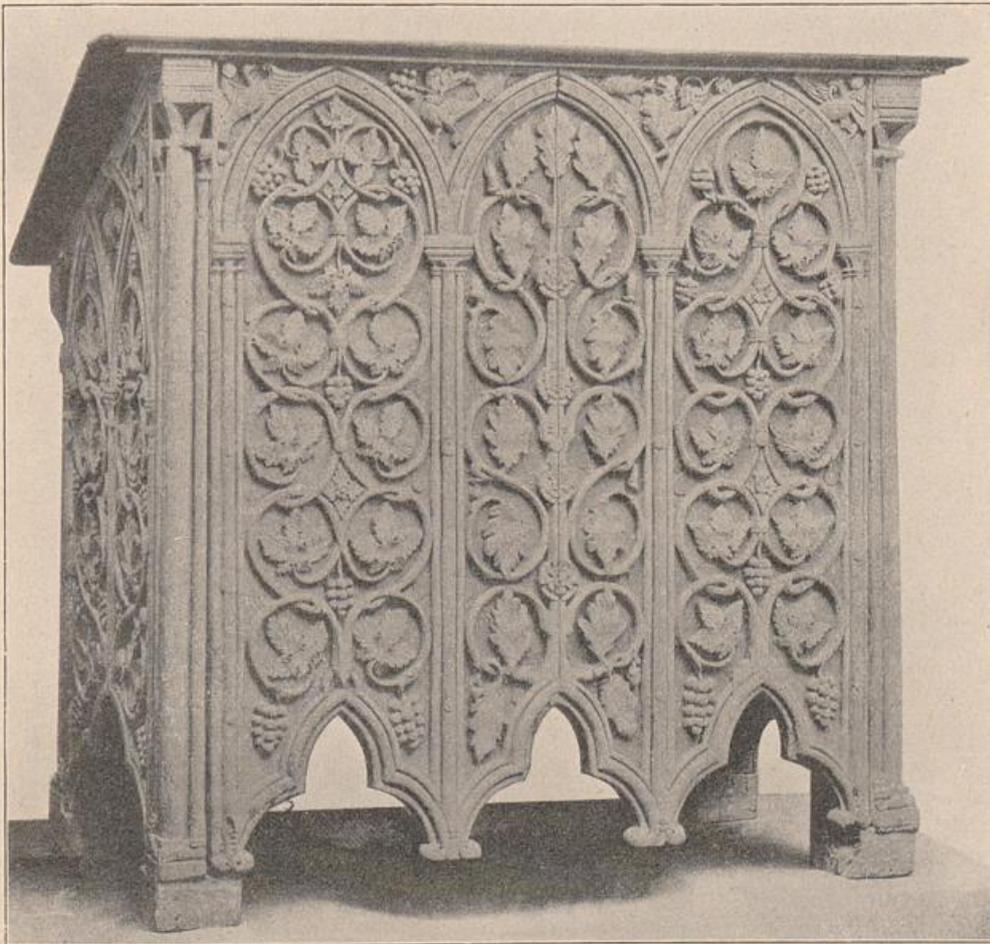


Abb. 13. Frühgotisches Pult aus Herford im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.



Abb. 14. Sparbüchse aus dem 13. Jahrhundert
im Bayr. National-Museum.
(Nach Obernetter.)

ort seiner einstmaligen Umwandlung in ein Reliquiar, wozu es der Luxus seiner Ausführung geeignet machte. Das Holzgerüst des Schachbrettes ist mit vergoldetem Silberblech überzogen, das mit kleinen, in Relief punzierten Mustern verziert und an den Rändern mit Emailfarben belebt ist. Die Felder sind zur Hälfte aus rötlichem Jaspis; zur andern Hälfte bilden sie vertiefte, mit geschliffenen Bergkrystallplatten geschlossene Kästchen, auf deren Grund buntfarbig gemalte Fabeltiere in Relief erscheinen: eine der voll-

ständigsten Sammlungen des mittelalterlichen „bestiarium“, die uns erhalten ist. Diese Tiergestalten sind in sehr feinem Thon aus Hohlformen ausgedrückt, gebrannt und bemalt. Im Innern ist die bekannte Einrichtung für das „Pochspiel“ angebracht, deren längliche Dreieckfelder in derselben Weise wie die Schachfelder behandelt sind. In den breiteren Seitenrahmen des Innern sind grössere Kästchen für die Brettsteine ausgehöhlt und mit Krystallplatten verschlossen; wahrscheinlich haben diese Kästchen zur Aufnahme der Reliquien gedient.¹⁾

Uebersieht man die kurze Aufzählung dieser thatsächlich auf uns gekommenen Reste von Möbeln und Hausgerät aus dem frühen Mittelalter, so drängt sich die Ueberzeugung von selbst auf, dass wir uns daraus nur ein sehr lückenhaftes Bild von dem Interieur des deutschen Edelmannes und Bürgers vor der Mitte des 13. Jahrhunderts machen können. Aber auch die Räume selbst, die wir mit diesem Mobiliar auszustatten hätten, sind nur in verschwindend wenigen Resten auf uns gekommen, wenn wir die Kapitelsäle und Refektorien der Klöster ausser Betracht lassen, bei denen angesichts der strengen klösterlichen Sitten dieser Frühzeit eine „wohnliche“ Einrichtung überhaupt aus-

¹⁾ Abgebildet bei Hefner-Alteneck, Trachten u. s. w. Taf. 137–140.

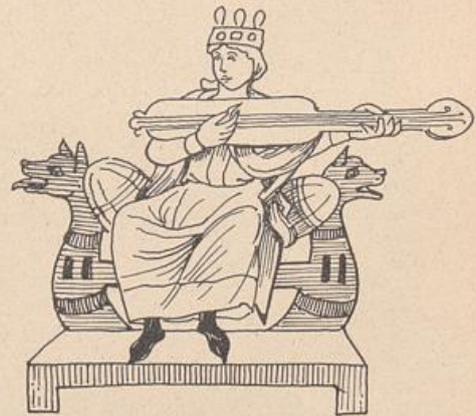


Abb. 15. Faltstuhl nach einem Manuskript
des 10. Jahrhunderts aus Stuttgart.
(Nach Hefner-Alteneck, Trachten u. s. w.)



Abb. 16. Faltstuhl als Thronstuhl aus dem 11. Jahrhundert nach einem Evangelium aus der Staats-Bibliothek zu München.
(Nach Hefner-Alteneck.)

geschlossen erscheint. Von den grossartigen Palastanlagen der deutschen Könige, den Wohnburgen der grossen Territorialherren des 11. und 12. Jahrhunderts sind die meisten nur in Trümmern auf uns gekommen: die Salzburg in Franken, die Kaiserpfalzen in Gelnhausen, Wimpfen, Seligenstadt, die Wildenburg im östlichen Odenwald, Münzenberg und andere sind malerische Ruinen. Andere, wie die Welfenburg Dankwarderode in Braunschweig, das Kaiserhaus in Goslar und die Wartburg geben in ihrer modernen Herstellung ein nicht immer einwandfreies Bild von der ursprünglichen Erscheinung. Von den Burgen des niederen Adels steht kaum noch etwas aufrecht; wir müssen es als einen glücklichen Zufall betrachten, dass uns in der Niederburg, dem Stammsitz des alten Adelsgeschlechtes von Rüdes-

heim, im „grauen Hause“ zu Winkel im Rheingau und dem „alten Rathaus“ zu Gelnhausen Reste bescheidenerer Wohnanlagen in noch erkennbarer Gestalt erhalten sind. Es sei daher mit all dem Vorbehalt, wozu uns die Unsicherheit dieser Quellen nötigte, versucht, aus den bildlichen und litterarischen Ueberlieferungen die Lücken unserer Kenntnis von dem Mobiliar des 11. bis 13. Jahrhunderts auszufüllen.

Für dasjenige des Bürger- und Bauernhauses lassen uns allerdings auch diese im Stich. Diese Stände traten noch nicht in das Licht geschichtlicher Denkwürdigkeiten und boten weder dem Chronisten und Dichter, noch dem Miniaturmaler beachtenswerte Vorwürfe. Es ist daher der Phantasie unbenommen, sich den Hausrat dieser Bevölkerungsklassen so schlicht und schmucklos vorzustellen, wie etwa die Sitzgelegenheiten und Bettstellen einer heutigen Sennhütte, wenn man nicht vorzieht, schon damals eine im Stillen gepflegte Volkskunst anzunehmen, die, wie es noch heute in den holzreichen Gebirgsgegenden zu finden ist, sich die Tische, Betten und Sitzmöbel ohne Hilfe besonderer Handwerker selbst herstellte und dieselben gelegentlich mit einem schmückenden Saum von Kerbschnittverzierungen versah.

Für Fürsten und Herren war das

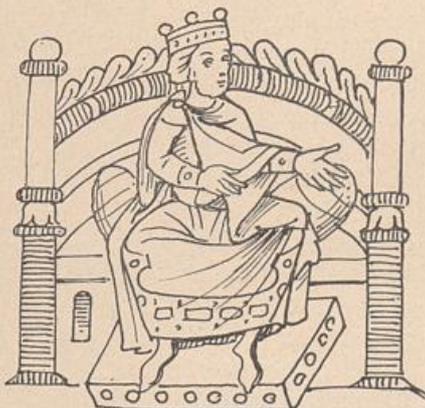


Abb. 17. Halbrunder Thronstuhl nach einem Manuskript des 10. Jahrhunderts aus Stuttgart.
(Nach Hefner-Alteneck.)

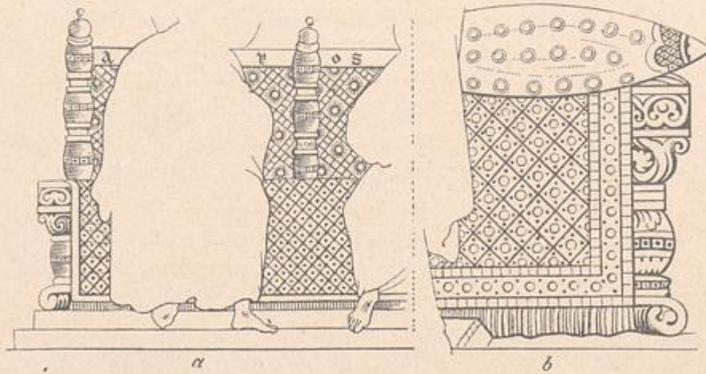


Abb. 18. Romanische Thronessel nach dem Manuskript der Herrad von Landsberg.
(Aus Weiss, Kostümkunde.)

wichtigste Möbel, zugleich das Abzeichen seiner Würde, der Thron. Damit der Herr auch sitzend seine Umgebung überragte, war derselbe hoch konstruiert; nur ausnahmsweise auf einer besonderen Estrade oder Bühne stehend (diese, die „Büne oder Brücke“, wird selten erwähnt), sondern meist so hochbeinig, dass zum bequemen Sitz eine Fussbank unerlässlich war. Die alte Form des Faltstuhls begegnet uns dabei sehr häufig; sie behält ihre bevorzugte Bedeutung als Herrensitz während der ganzen uns beschäftigten Periode. An die antike Form des „Dagobertthrones“ erinnernd, mit Löwenköpfen und Klauen erscheint sie in einem Kommentar Gregors des Grossen zum hohen Lied in der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig zwischen dem 11. und 12. Jahrhundert (Hefner Taf. 62) und als Thron Davids in den Stuttgarter Psalterium aus derselben Zeit (H.-A. Tafel 26). Eine Darstellung des Königs Dagobert auf einem solchen Stuhl in der Stadtbibliothek von St. Omer aus dem 10. Jahrhundert (H.-A. Taf. 27) mag als

Bestätigung für die richtige Benennung des im Louvre befindlichen Bronzethrones gelten. Auch die Siegel von Bischöfen und Königen geben reiche Ausbeute an Faltstühlen.

Geht diese Form auf die älteste Zeit zurück, so haben wir aus der Karolingerzeit die Abbildung eines weit prächtiger ausgestatteten Thrones in einer Bibelhandschrift in S. Callisto zu

Rom. Diese stellt Karl den Kahlen († 877) auf einem Sitz dar, der von einem runden geschlossenen Säulenbau umgeben ist (H.-A. Taf. 17). Kostbare zwischen den Säulen aufgehängte Tücher und Teppiche schlossen den Sitz nach der Rückseite ab. Auch Salomo sehen wir auf einem halbrund abgeschlossenen Thron mit runder, hochgeführter Rücklehne in dem Stuttgarter Psalterium dargestellt (H.-A. Taf. 32).

Kastenartige Thronsitze mit und ohne Rücklehne treten im 12. Jahrhundert auf; wir haben sie uns nach Abbildungen im hortus deliciarum der Herrad von Lands-

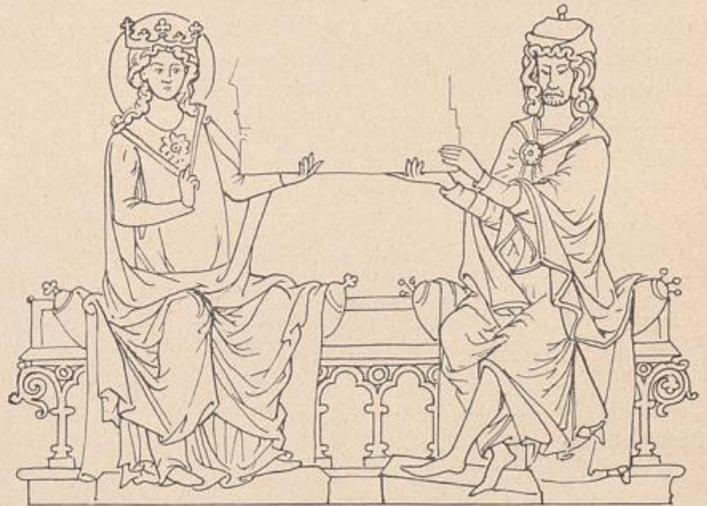


Abb. 19. Bank aus dem 13. Jahrhundert nach einem Manuskript in der Bibliothek zu Gotha.
(Nach Hefner-Alteneck.)

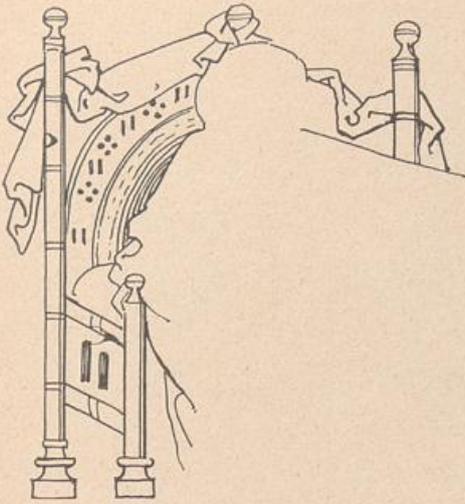


Abb. 20. Lehnssessel nach einem Manuskript der Bibliothek zu Aschaffenburg.

berg farbig, mit Inkrustationen von Edelmetall und Elfenbein, sowie mit Schnitzereien an den Ecken zu denken, die säulenartig ausgebildet sind. Reicher Belag mit Kissen und gemusterten und gestickten Stoffen sowie mit ebensolchen Decken über Sitz und Rücklehne ist überall angedeutet. Dass diese Throne unter Umständen auch zweisitzig verwendet wurden und damit die Form einer Prachtbank annahmen, lehrt uns eine jetzt in Gotha befindliche Pergamentzeichnung aus Echternach von 1191 (H.-A. Taf. 89). Hier zeigt die Vorderwand der Bank schon eine architektonische Behandlung in einer frühgotischen Arkadenstellung. Verwandt ist eine Darstellung aus dem „Sachsenspiegel“ (Universitäts-Bibliothek Heidelberg, H.-A. Taf. 111) zwischen 1215 und 1218. Die auf Füßen stehende, mit Masswerk-Rosetten verzierte Bank hat eine oben gerundete Rücklehne, an deren Pfostenausbildung als gotische Spitztürme sich schon lebhafter das Eindringen der Architekturformen in das Mobiliar ankündigt.

Ehrensitze, die der Form unserer Lehnstühle sich annähern, wurden auch wohl bevorzugten Personen angewiesen. So hatten z. B. die Witwen im Hause ihren besonderen Witwenstuhl (Kudrun 6: die

Luthmer, Deutsche Möbel.

Sigebandesmuoter den witwenstuol besâz). Vermählte sie sich wieder, so wurde dieser Sitz verlassen, sie verrückte ihren Witwenstuhl.

Dass an diesen Lehnstühlen die Drechslerarbeit stark beteiligt war, zeigen die Abbildungen, auf denen solche als Sitze von schreibenden Evangelisten oder sonstigen Heiligen vorkommen: so ein sehr breiter Sessel mit drei Rückenständern und grünem gemusterten Rückklaken in einem Evangeliar der Bibliothek zu Aschaffenburg; ein sehr schöner Stuhl ähnlicher Art mit Seitenlehnen, die gedrehten Rückenständern in Löwenköpfe endend, dient dem heiligen Benediktus in einem Martyrologium zu Stuttgart von 1138¹⁾. Sehr instruktiv wegen der Genauigkeit der Ausführung ist auch eine elfenbeinene Schachfigur aus dem 12. Jahrhundert²⁾, einen Bischof in einem Stuhle darstellend, im

¹⁾ Abgeb. b. Hefner-Alteneck, Trachten u. s. w., Taf. 75. ²⁾ ebenda, Taf. 84.



Abb. 21. Lehnstuhl nach einem Manuskript des 12. Jahrhunderts aus Stuttgart. (Nach Hefner-Alteneck.)

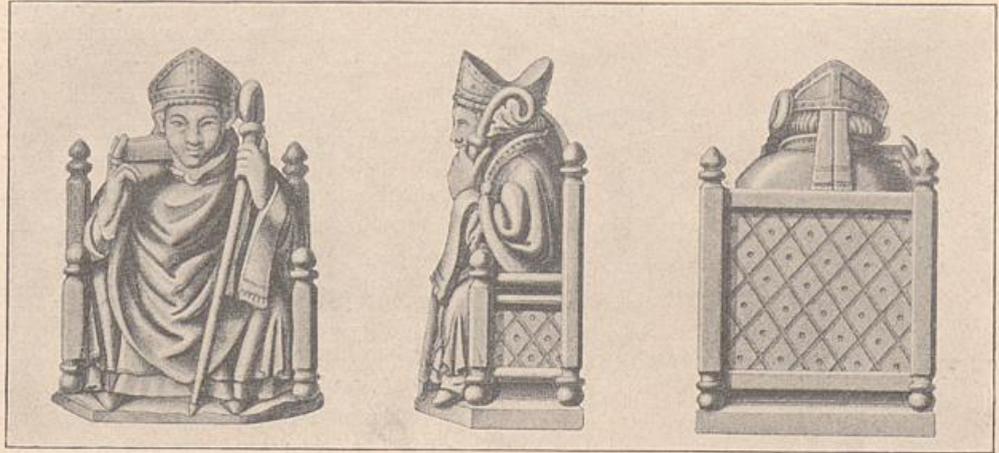


Abb. 22. Thronszitz eines Bischofs (Brettstein).
(Nach Hefner-Alteneck, Trachten und Geräte u. s. w.)

Besitz der Ges. f. vaterl. Altertümer in Leipzig. Dieser hat gedrehte Eckpfosten und zeigt die Seiten- und Rückenflächen mit einem gemusterten Stoff bekleidet.

Neben diesen Herren- und Ehrensitzen sind die Stühle des täglichen Gebrauchs weder sehr ausgebildet noch zahlreich; man benutzte sie, ebenso wie die Bänke, im wesentlichen bei Tische. Das Essen in liegender Stellung einzunehmen, wie die Römer, scheint bei den nordischen Völkern nie eingebürgert gewesen zu sein. Stühle und Schemel waren von Holz mit Brettersitz; um ihre Unbequemlichkeit zu mildern, legte man Federkissen (plumit) auf dieselben, deren Bezüge aus Leder waren (Kön. v. Odenw. von der Rüewe 157: Nu sol ich gedenken Der Küssin uf den benken, Diu sint mit hiuten überzogen). Ueber die Kissen kamen noch gefütterte Decken (Kolter). Auch für die Füße wurden Kissen benutzt, oder die Schemel damit belegt: alles zum Ersatz für die noch nicht erfundenen festen Polster. Die Schemel, häufig dreibeinig, waren niedriger als die Stühle und ohne Rücklehne. Sie wurden nicht nur als Fusschemel, sondern auch zum Sitzen benutzt, wenn in dem niedrigen Sitz eine demütige Unterordnung vor einem Höheren zum Ausdruck kommen sollte. Dass auch

aus Stroh geflochtene Sitze im Gebrauch waren, erfahren wir aus dem „Gedichte vom strô“, in welchem „von strôwe scribestüele, strôbenke“ erwähnt werden.

Im übrigen waren als gewöhnliche Sitzgelegenheiten überall an den Wänden der Säle in Schlössern und Wohnburgen, in den tiefen Fensternischen und wo sich sonst Gelegenheit bot, feste gemauerte Bänke angebracht, die in diesen Räumen die Stühle überflüssig machten. Dass diese vor allen einen Belag mit beweglichen Kissen, Polstern und Koltern notwendig machten, versteht sich bei unserem Klima von selbst. Bequemer noch waren jedenfalls die Sitze, die man nach Art der Orientalen (vielleicht eine von den Kreuzfahrern mitgebrachte Sitte) auf dem Boden improvisierte, indem man Kissen, entweder mit Federn (plumit) oder mit Wolle und Haar gestopft (matraz) auf den mit Teppich bedeckten Fussboden breitete und mit Decken belegte. So heisst es im Nibelungenlied (Z. p. 54, 4) Matraz diu rîchen, ir sult gelouben daz, Lâgen allenthalben an dem vletze nider. Ein solches Sitzlager im Freien erwähnt Lohengrinlied, 6332:

Under einem margramboum, der im gap
schat,
Dar under rîche tepich wurden gestreckt

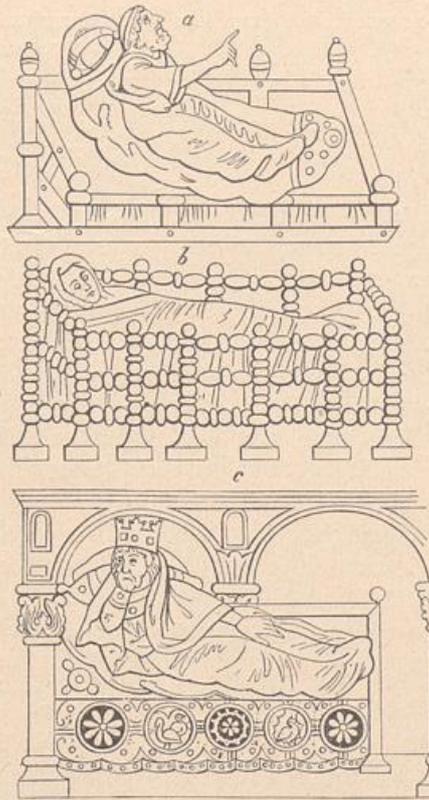


Abb. 24. Betten nach frühmittelalterlichem Manuskript.
(Aus Weiss, Kostümkunde.)

diese Zeit häufig grössere Höhe als der Fussteil; wie uns dann meist bei diesen Darstellungen auffällt, dass die Schlafenden mit sehr hoch liegendem Oberkörper fast sitzend dargestellt sind: die Matratze, die das ganze Lager bedeckt, zeigt sich unter dem Oberkörper stark in die Höhe gezogen (durch untergelegte Kissen?); auf ihr ruht der Kopf auf einem kleinen Kopfkissen (Ohrkissen, niederdeutsch Orcussijn, französisch oreiller). Die Bezüge sind (nach den Dichtern) meist von Seidenstoff. Ueber die Matratze oder die darüber gebreite Kolter wurde ein weisses leinenes Bettuch (lilachen) gebreitet, eine pelzgefütterte Decke (deckelachen) dient zum Zudecken. Sonderbar erscheint uns, dass neben dem Stoffluxus an den Ueberzügen und Decken die Füllung des Bettkastens (beim eigentlichen Bett) mit Stroh geschah. In der Eneït wird das Bett be-

schrieben, das Dido dem Aeneas bereiten lässt; neben der Schilderung kostbarer Ueberzüge heisst es (p. 49, 18) „Ein Kulter von Zendäle Lach uderm Bette üf dem strô.“

Wie einfach das Bett eines armen Mannes dagegen aussah, lehrt eine Miniatur aus einem Evangelien-Manuskript (N. 13) des 13. Jahrhunderts in Aschaffenburg. Der geheilte Lahme, dem Christus gesagt hat, „nimm dein Bett auf und wandle“, trägt auf der Schulter eine Bettstelle, die fast genau den heutigen Kinderbetten gleicht: viereckige Ständer, durch Zargen verbunden, die zwischen sich ein Gitterwerk von schlicht durchkreuzten Stäben haben. Das Bettgestell ist rot mit weissen Streifen gemalt; im Innern liegt eine blaue Kolter, unter welcher man oben und unten das Stroh der Unterlage hervorstehen sieht.

Das Bett mit schützenden Vorhängen zu umgeben, es gleichsam unter ein Zelt zu stellen, mochte sich bei den mangelhaften Fensterverschlüssen und unzureichenden Heizvorrichtungen schon früh als Bedürfnis herausgestellt haben — wenn wir die eigentlichen Himmelbetten auch erst zu Ausgang des Mittelalters finden. Aber die meisten Darstellungen zeigen

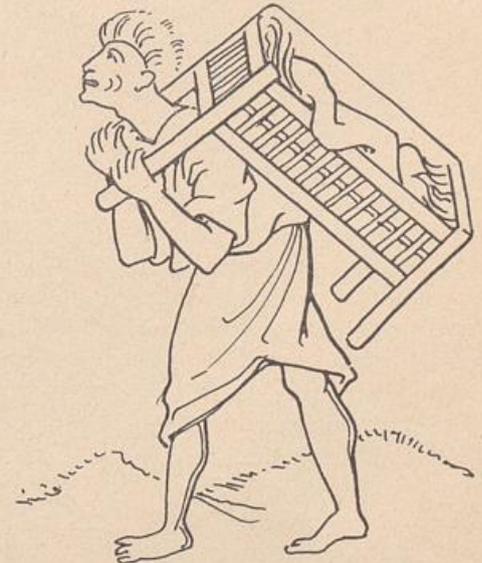


Abb. 25. Bettstelle aus einem Evangelium-Manuskript der Bibliothek zu Aschaffenburg.

derartige Vorhänge zurückgeschlagen oder aufgenommen; wenn wir die damit in Verbindung gezeichneten Bogen- und Säulenarchitekturen auch nicht als unmittelbar zum Bett gehörig betrachten dürfen. Sehr deutlich ist dies bei dem unter Fig. 23 vorgeführten Bett; aus dem 12. Jahrhundert zeigt uns ein abendländisches Emailbild vom Traum des Konstantin (an dem Reliquiar von Stabloo) das Bett des Kaisers unter einer Baldachin-Architektur, den Vorhang um eine Säule herumgeknotet. — Der Aufwand, der sich mit dem 13. Jahrhundert zusehends steigerte, scheint sich besonders an diesen Vorhängen wie auch an den über die Decken gebreiteten Tüchern bethätigt zu haben. Als die Nibelungen in ihren Schlaftsaal an Etzels Hofe traten

Da vunden si gerihet vil manigin bette breit
(in riet diu Küniginne diu allergrözisten leit)
Vil manigen Kulter spöhe von Arraz man
da sach
von vil lichten pfellen (Seide) und manigen
bette dach
von arabischen siden, so si beste kunden sîn
Ouch lag in uf den enden von Golde herr-
licher schîn. —

Dass auch die Tische schon in früherer Zeit an dem Luxus in Material und Arbeit Anteil hatten, den wir bei den übrigen Möbeln finden, geht unter anderen aus den Beschreibungen Einhards im Leben Karls des Grossen hervor. Die Prachttische, auf deren Platten die Pläne von Konstantinopel und Rom eingraviert waren, andere, welche eine Darstellung des Weltsystems trugen, waren von Silber und Gold angefertigt. Die Kostbarkeit des Materials veranlasste Kaiser Lothar 842, einen dieser Tische zerschneiden und unter die Seinigen verteilen zu lassen. Auch später noch werden viereckige und runde Tische aus edlen Materialien gefertigt. Die Speisetische dagegen, welche in den Sälen der Schlösser benutzt wurden, pflegten, wie aus vielen Belag-Stellen hervorgeht, erst zum Mahle hereingetragen und auf Böcken aufgestellt zu werden, die entweder aus schrägen oder gekreuzten Stäben (Schra-



Abb. 26. Bett des Kaisers Konstantin.
(Emailbild von dem Reliquiar von Stabloo.)

gen) oder aus vierbeinigen Rahmen bestanden. Nach dem Mahle wurden sie wieder hinausgetragen; vielleicht hat sich in dem Ausdruck „die Tafel aufheben“ eine Erinnerung an diesen Gebrauch erhalten. Die Darstellung von Gastmählern (Jünger zu Emmaus, Abendmahl und ähnl.) zeigt den Tisch meist mit einem lang herabhängenden Tafeltuch bedeckt, welches von dem Gerüst des Tisches wenig sehen lässt und die Darstellung der Dichter, dass die Böcke und Platten aus Elfenbein und anderen kostbaren Stoffen bestanden hätten, in das Bereich dichterischer Ausschmückung verweist. Ueber das weisse Tafeltuch wurde dann in der Breite der Tischplatte ein zweites gemustertes Tuch, nach Art unserer Tischläufer gebreitet. Eine andere Anordnung, wobei der ovale Tisch einen erhöhten Rand und eine durch Ringe an eine umlaufende Stange befestigte faltige Draperie hat, zeigt eine Abbildung im hortus deliciarum. (Abb. 27.)

Eine sehr mannigfaltige Behandlung erfuhren die Schreib- und Lesepulte; namentlich für erstere scheint sich schon sehr früh eine eigene und praktische Form herausgebildet zu haben, für welche uns die Darstellung schreibender Evangelisten eine Fülle von Material bietet. Wir unter-

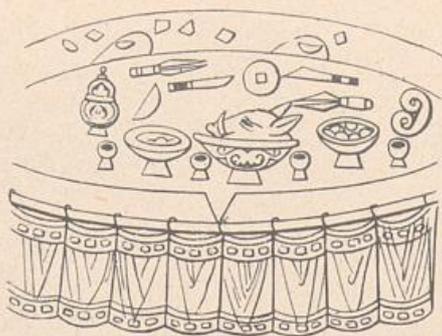


Abb. 27. Speisetisch nach dem Hortus deliciarum.

(Aus Weiss, Kostümkunde.)

scheiden hauptsächlich zwei Typen: beiden ist das schräge Pult zum Auflegen des Pergamentes oder Buches gemeinsam, an der Vorderkante mit einer Leiste versehen, während rechts an der oberen Ecke das Tintenfass, aus einem Kuhhorn bestehend, durch ein rundes Loch in der Platte gesteckt ist. Als Untersatz dient entweder ein einzelner Ständer oder ein kleiner Kasten. Ersterer ist oft in reichen Profilen gedrechselt und ruht unten in einem mit Löwenklauen endigenden Dreifuss; die Formbehandlung lässt nicht selten auf Metall schliessen; auch schraubenförmig gedreht kommt der Ständer vor. Auch wo ein Kasten zum Untersatz dient, findet man denselben wohl mit gedrechselten Ecksäulchen verziert. Meist steht der Kasten auf vier, durch Aussägen der

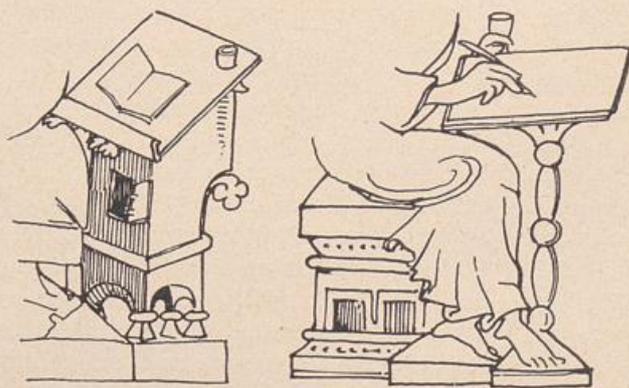


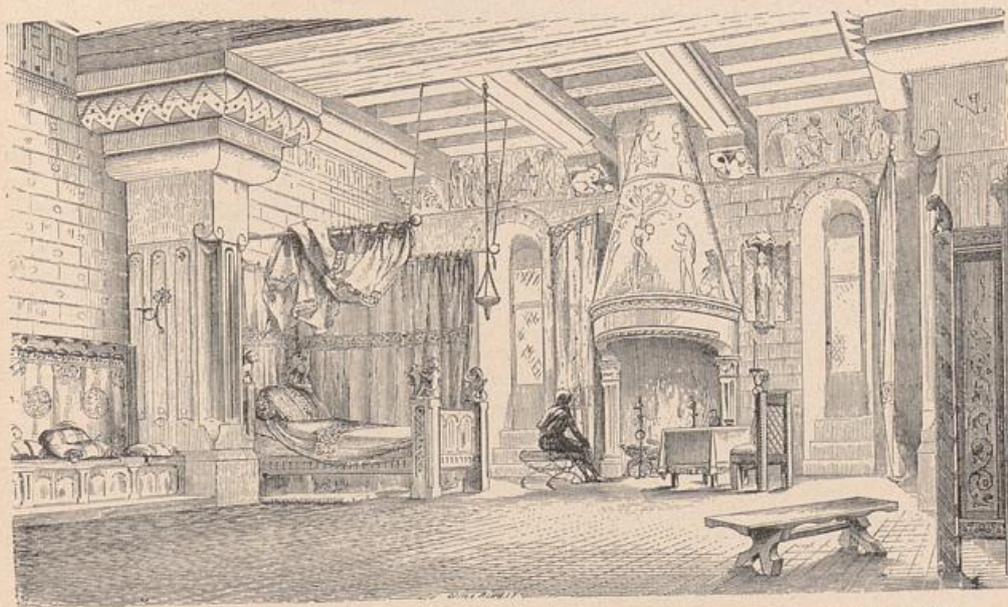
Abb. 28. Schreibpulte aus einem Evangelium-Manuskript der Bibliothek zu Aschaffenburg.

Brettwände erhaltenen Füßen; die Wände haben manchmal masswerkartige Durchbrechungen, fast immer aber in der Vorderseite ein kleines Thürchen. Konsolartige Stützen, welche die Schreibplatte aufnehmen, gehen von der Rückseite aus. Die Manuskripte 13 und 20 in der Aschaffener Bibliothek (ca. 1200) geben uns mehrfache lehrreiche Beispiele.

Nachdem versucht worden ist, die Formenentwicklung der einzelnen Möbel zu verfolgen, mag noch ein Blick auf die Gesamt-Ausstattung der Räume geworfen werden, für welche sie bestimmt waren. Auch hierbei werden die Schilderungen der Dichter den meisten Anhalt liefern müssen. Der Hauptraum war der Saal, in dem sich der Verkehr, sobald er aus dem engeren Familienkreis hervortrat, abzuspielen hatte. Er ist der Hauptraum im „Palas“, dem Wohnhause der Burg oder des Fürstenschlosses und hat meist sehr ansehnliche Abmessungen. Die Decke pflegt von Holzbalken gebildet zu sein, die auf starken Unterzügen liegen; diese haben ihr Auflager auf schweren Steinkonsolen, die aus der Wand hervorragen. Ist die Spannweite ungewöhnlich gross, so finden die Balken wohl in der Mitte noch ihre Stütze an einer Reihe von Pfosten, die mit starken Kopfbändern zur Decke überleiten. Wo die Saaldecke gewölbt ist, wie in den Sälen der Niederburg zu Rüdesheim, haben wohl fortifikatorische Rücksichten gewaltet. Diese letzteren machen sich auch in der Anlage der Fenster geltend: auf der Angriffsseite pflegen dieselben klein und hochgelegen zu sein, so dass Stufen zu ihnen emporführen. Nach geschützten Seiten hin, etwa nach dem sturmsicheren Bergabhang oder dem Burghof dagegen finden sich grosse Lichtöffnungen, oft in Gruppen angeordnet, wie die prächtigen Fensterreihen in Gelnhausen

und Eger. Vom 12. Jahrhundert an liegen die Fenster in tiefen Mauernischen, durch die Stärke der Mauern bedingt: dies macht uns Ausdrücke, wie „im Fenster stehen, aus dem Fenster gehen“, verständlich. Die Fenster sind durch Holzläden mit starkem Eisenbeschlag verschlossen; um den Raum nicht völlig zu verdunkeln, sind in den Läden kleine Lichtfenster angebracht, mit dünn geschabtem Horn, geöltem Pergament (in Thüringen mit Marienglas) aus-

ist kaum anzunehmen, zumal die Heizung meist auf Kamine beschränkt war, die, selbst wenn mehrere in einer grossen Halle angeordnet waren, keine erträgliche Temperatur erzeugen konnten. Schöne Beispiele solcher Kamine, die uns einen Begriff von ihrer Grösse und Ausstattung geben, sind noch in der Kaiserpfalz zu Gelnhausen und dem fast gleichzeitig erbauten Schloss zu Münzenberg erhalten: ihr mächtiger Mantel ruhte auf stark vor-



IMP. E. MARTINET.

Abb. 29. Idealbild eines romanischen Schlafzimmers.
(Aus Viollet-le-Duc, Dict. du mob.)

gesetzt. Glasfenster kommen in Profanbauten erst zu Ende des 12. Jahrhunderts vor. Auf den Fussboden pflegt viel Schmuck verwendet zu werden. Stein- und Marmorfliesen, verschiedenfarbig gemustert, waren keine Seltenheit; noch häufiger waren Thonplatten mit eingepprägter Musterung, oder auch mit verschiedenfarbigen Glasuren überzogen, die zu schönen Mosaikmustern zusammengesetzt waren.

Dass diese grossen, halbdunkeln, mit Steinen gepflasterten Hallen einen nach unseren Begriffen behaglichen Aufenthalt, namentlich im Winter, geboten hätten,

springenden Konsolsteinen, die durch Wand-säulen gestützt wurden. In Gelnhausen schliessen sich rechts und links Wandbekleidungen von reliefierten Steinplatten an, deren Ornament Stoffmuster oder Teppiche nachzuahmen scheint, so dass man in ihnen die Rückwände monumentaler Herrensitze vermuten möchte.

Dass die Wände des Saales durch die Kunst des Malers geschmückt wurden, beweisen ausser dichterischen Ueberlieferungen einzelne Reste, die allerdings meist aus späterer Zeit stammen. Meist beschränkte sich diese Malerei auf Ornamente — stilisierte Blumen —, die man

im oberen Teil der Wände anbrachte, wo sie Zerstörungen nicht ausgesetzt waren. Der untere Teil wurde bei festlichen Gelegenheiten mit gewirkten oder gestickten Teppichen behängt, die aber bei ihrer Kostbarkeit wohl nur Festdekoration blieben und bald wieder abgenommen wurden, um in Truhen verwahrt zu werden. Sie hiessen Umbehenge, Ruclachen, Spelachen, Stuollaken und wurden mit Ringen an eigene Stellagen, Recke (ricken), aufgehängt, die manchmal von der Wand abgerückt waren, so dass der Raum hinter ihnen als Versteck dienen konnte. Wenn



Abb. 30. Frühgotisches Bett nach Herrad von Landsberg.

(Aus Weiss, Kostümkunde.)

die Dichter uns auch bei ihnen von Seide und Goldfäden zu erzählen wissen, so darf man aus den spärlichen vorhandenen Resten dieser ältesten deutschen Gobelins doch wohl nur auf Wolle als das gebräuchliche Material schliessen. Ihre Darstellungen waren meist den Ritterromanen der Zeit entnommen oder stellten berühmte Schlachten dar; kirchliche Gegenstände waren auf die in Kirchen und Klöstern benutzten Rücklagen beschränkt. Auch die Thüren wurden mit derartigen Vorhängen geschmückt, ebenso wie der Fussboden mit gewirkten Teppichen belegt ward. Beliebt waren für die Musterung derselben Darstellungen von wilden Tieren. Eine sonderbare Zuthat zu diesen Teppichen war die bei festlichen Anlässen ganz all-

gemeine Bestreuung mit Blumen. Rosen, Lilien, zerschnittene Binsen, Akelei wurden dick auf den Boden gestreut; auch die Wände wurden mit Blumen besteckt. Wenn dies auch dem allgemeinen Bedürfnis nach starken Wohlgerüchen entsprach, so kann man sich doch nur schwer eine Vorstellung machen, wie ein solcher Fussbodenschmuck wirkte, wenn er durch eine zahlreiche Festversammlung zertreten war. Eine reiche und farbige Dekoration des Saales bildeten endlich die Schilde des Hausherrn und der Gäste, die an den Wänden aufgehängt wurden.

Wesentlich heimlicher und behaglicher als der grosse Festsaal mögen die Privatzimmer des Burg- oder Schlossherrn gewesen sein, die entweder ebenfalls im Palas oder auch wohl im Hauptturm untergebracht waren, wenn derselbe, was häufig der Fall war, durch seine Grösse hinreichenden Raum bot. Waren sie heizbar, so hiessen sie Kernenäte (caminates) oder phieselgadem. Sie dienten nicht ausschliesslich als Schlafgemächer. Die Dichter nennen sie „heimliche“, in welche sich der Herr mit seinem Schreiber zurückzieht, und ähnlich. Meist aber stand wohl das zweischläufige Ehebett in der Kernenäte, und sie diente auch bei Tage als Aufenthaltsort für die Schlossherrin, die daselbst mit ihren Jungfrauen auch die vorkommenden Schneidereien ausführte. Die Thür wurde verschlossen gehalten; wer eintreten wollte, musste den „Klopfring rühren“; nur die Katze hatte, wie noch heute auf dem Lande, freien Eintritt durch das unten eingeschnittene „Katzenvensterlin“. Das Bett hatte die oben beschriebene Einrichtung und verbarg sich meist unter einem Vorhang (französisch cortine). Zum Besteigen des Lagers war wohl die Längswand der Bettstelle in der Mitte von einer Oeffnung durchbrochen, vor welcher eine Fussbank stand. Auf Miniaturen des späteren Mittelalters (Aschaffenburg Mspt. 15) sehen wir statt dieser Fussbänke flache Koffer mit Eisenbeschlag. Auch ein Teppich von reicher Wolle oder ein Fell wurde vor das Bett

gelegt, damit man nicht genötigt war, den Steinfussboden mit blossen Füssen zu betreten. Niemals fehlte im Schlafzimmer die Hängelampe, die ihren Platz häufig unmittelbar über dem Bett, innerhalb des Vorhanges, erhielt; die Dämonen- und Gespensterfurcht des Mittelalters machte es auch dem beherzten Mann unheimlich, im Finstern zu schlafen. So wünschte er auch den Heiland oder seinen Namenspatron, unter dessen Schutz er einschlieft, im Bilde in seiner Nähe zu haben.

Im übrigen war auch im Schlafzimmer kein zahlreiches Mobiliar: Truhen zum Aufbewahren der Kleider — in der Frühzeit schmucklose Holzkisten, überall mit eisernen Bändern und Scharnieren beschlagen —, fanden hier ihren Platz und dienten als Sitz beim Ablegen der Kleider, wenn nicht hierfür eine besondere Bank vorhanden war. Die Kleider wurden für die Nacht auf eine Stellage, ein *ric*, gehängt (ein Wort, das sich noch im heutigen „Turnreck“ erhalten hat). Von Waschtischen findet man nirgends Erwähnung; eine notdürftige Reinigung der Hände fand beim Aufstehen durch Uebergiessen aus einer Kanne über einem

Becken statt; im übrigen diente das im Mittelalter sehr kultivierte Bad zur gründlichen Reinigung. Zur Heizung der Kemenate war neben dem bevorzugten Kamin auch der Kachelofen in Gebrauch; wenigstens sollen die Museen zu Darmstadt und Speier Ofenkacheln aus dem 13. Jahrhundert enthalten. Die ältesten Kacheln bezwecken durch ihre dem Innern eines Topfes ähnliche Form, dem Ofen eine möglichst grosse Berührungsfläche mit der Luft zu geben; die kunstvoll verzierten Kacheln kommen nicht vor dem 15. Jahrhundert auf.

Ausser den Privatzimmern der Herrschaft sind noch andere Kemenaten für die Jungfrauen bestimmt, welche der Schlossherrin aufwarten. Arbeitssäle (*Wercgâdem*) für die Mägde, welche im Hause Webereien und sonstige handwerkliche Arbeiten ausführten, werden erwähnt und dienten dem weiblichen Gesinde auch als Schlafräum. Gastzimmer durften nicht fehlen, da die Aufnahme vorsprechender (auch unbekannter) Fremden zur höfischen Sitte gehörte. Bei besonderem Andrang wurden die Gäste auch wohl im grossen Saale untergebracht.